

Carmen Rodrigues
Du bist das Gegenteil von allem

Carmen Rodrigues

**Du bist das Gegenteil
von allem**

aus dem Englischen von
Katarina Ganslandt





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

*»Die Verlagsgruppe Random House weist ausdrücklich darauf hin,
dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum
Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags für externe Links ist stets ausgeschlossen.«*

1. Auflage 2015

© 2012 by Carmen Rodrigues

All rights reserved

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»34 Pieces of You« bei Simon Pulse, an imprint of Simon & Schuster
Children's Publishing Division, New York.

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe cbt Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Aus dem Englischen von Katarina Ganslandt

Lektorat: Stefanie Rahnfeld

Umschlaggestaltung und -motiv: © Suse Kopp,
Motive plainpicture/Andrea Schoenrock und Suse Kopp

jb · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16158-6

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

Für Snowy

*Der Beweis dafür, dass
Gebete erhört werden
und der Glaube
den Weg weist.*

Jessie

November

An dem Samstag schreckte ich mitten in der Nacht aus dem Schlaf, weil draußen Krankenwagensirenen heulten, unten jemand an der Tür klingelte und Mattie weinte. Ich setzte mich auf und sah zu Sarahs Bett rüber. Es war leer. Im nächsten Moment wurde die Tür aufgerissen und ich sah Meg in ihrem gepunkteten Schlafanzug und den Flauschpantoffeln im hell erleuchteten Flur stehen.

»Was ist los?«, murmelte ich.

»Ich weiß nicht. Die sagen es mir nicht.« Sie knipste mein Deckenlicht an.

»Gott, Meg!« Ich hielt mir die Hand vor die Augen.

»Mach das aus!«

»tschuldigung.« Im Zimmer wurde es wieder dunkel.

»Ist irgendwas mit der alten Mrs Sawyer?«

»Weiß ich nicht.«

Ich tastete nach meinem Bademantel, der über dem Bettpfosten hing, und zog ihn an. Das Haus war ausgekühlt und ich war todmüde. Am liebsten hätte ich mich wieder hingelegt und weiterschlafen, aber Meg stand immer noch abwartend im Türrahmen. Unten hörte ich jetzt die Stimmen meiner Eltern. Die Haustür schlug zu und dann heulten wieder die Sirenen. Ich schaute zum Fenster hinaus und sah gerade noch, wie der Krankenwagen davonfuhr.

Es war hell auf der Straße, weil auf vielen Veranden Licht brannte. Ein kleines Grüppchen aufgeregter Nachbarn hatte sich vor Mr Lumpnicks Haus versammelt. Ich hielt nach Sarah und ihrer besten Freundin Ellie Ausschau, war aber nicht überrascht, als ich sie nirgends entdeckte. Dass ich mich gestern schon am frühen Abend zum Heulen ins Bett verzogen hatte, bedeutete nicht, dass die beiden nicht trotzdem Party gemacht hatten. Wahrscheinlich hatten sie sich so zugedröhnt, dass sie irgendwo eingeschlafen waren.

Meg spähte über meine Schulter nach draußen. »Mom hat gesagt, dass ich dich holen soll.«

Während ich hinter ihr die Treppe runterging, überlegte ich, was passiert sein könnte. Da die Nachbarn vor Mr Lumpnicks Haus standen, war ich mir ziemlich sicher, dass wieder irgendetwas mit der alten Mrs Sawyer war. Vielleicht war sie beim Duschen ausgerutscht und hatte sich verletzt.

Mattie lag in eine Decke gekuschelt im Wohnzimmer auf der Couch, lutschte am Daumen und schaute ihre *Dora-die-Entdeckerin*-DVD. Vom Flur aus sah ich Mom in der Küche stehen. Sie kehrte uns den Rücken zu und telefonierte in gedämpftem Tonfall mit jemandem. Ich lächelte Meg aufmunternd an.

»Es ist bestimmt nichts Schlimmes passiert. Hörst du? Mom klingt ganz normal.«

Meg legte den Kopf schräg und lauschte. Dafür dass draußen solche Aufregung herrschte, klang Moms Stimme tatsächlich ruhig. »Na los.« Ich gab Meg einen sanften Schubs Richtung Wohnzimmer, wo sie sich auf die Couch setzte und die Füße unter Matties Decke steckte.

Als ich in die Küche kam, hatte Mom gerade aufgelegt. Ihre Hand lag noch auf dem Telefon. Irgendetwas an ihrer Haltung ließ alle Müdigkeit schlagartig von mir abfallen. »Alles okay?«

Sie drehte sich zu mir um. Ihr Gesicht war rot und verweint.

»Mom?«

»Jess.« Sie kam mit ausgebreiteten Armen auf mich zu und zog mich an sich. »Es ist wegen Sarah...«, flüsterte sie. »Sie hatte einen Unfall, und ich muss gleich zu ihr und Dad ins Krankenhaus fahren. Es ist nichts Schlimmes, okay? Ich will nur nicht, dass deine Schwestern Angst bekommen.«

Sie griff nach meinen Händen, schaute mich prüfend an und versuchte zu lächeln, aber ich sah, dass in ihren Augen Tränen standen.

In meiner Kehle bildete sich ein Kloß. Statt der alten Mrs Sawyer sah ich jetzt Sarah vor mir, wie sie in der Dusche ausrutschte, sich das Schlüsselbein oder etwas anderes brach und wie der Krankenwagen sie und Dad mit heulenden Sirenen ins Krankenhaus fuhr. Ich war mir ziemlich sicher, dass meine Schwester und Ellie betrunken gewesen waren.

»Ist Sarah wirklich okay?«, fragte ich. Ich wusste, dass Eltern in solchen Momenten manchmal lügen, damit man nicht ausflippt, aber ich musste die Wahrheit wissen. »Bitte, Mom, sag es mir.«

Meine Mutter nickte, ließ meine Hände los und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Ja, wir glauben schon. Sie war noch ansprechbar, als Tommy sie gefunden hat ... sie und ...« Ihre Hand flog zum Mund, und sie drehte sich zum Küchenfenster, von dem aus man direkt zu den Meyers rüberschauen konnte. Ich folgte ihrem Blick. Das Haus war hell erleuchtet, aber es stand kein Wagen in der Einfahrt.

»Wie? Tommy war auch dabei?« Das Szenario in meinem Kopf veränderte sich: Sarah saß immer noch betrunken und verletzt unter der Dusche, aber jetzt sah ich auch Ellie und Tommy vor mir und Tommys Hände,

die über ihren Körper glitten. »Was hat Ellie denn genau gesagt, was passiert ist?« Der Verdacht, der mir plötzlich kam, war so übermächtig, dass mir schauderte und meine Stimme einen scharfen Unterton bekam. »Ist sie drüben? Kann ich schnell noch mal rüber und mit ihr reden, bevor du ins Krankenhaus fährst?« Ich brauchte Antworten, die nur Ellie mir geben konnte, und ich wollte ihr sagen, dass ich es total grausam fand, wie sie mit mir gespielt hatte und dass sie Sarah so hinterging. Ich wollte ihr sagen, dass wir ihr das nie verzeihen würden.

Mom stand am Fenster.

»Mom?«

Auf einmal sank sie in die Knie und vergrub das Gesicht in den Händen.

»Mom?«

»Nein, Tommy ist anscheinend nicht ... nicht die ganze Zeit dabei gewesen. Er hat sie bloß gefunden, Jess. Sarah war ... aber Ellie ...«

Sie sah zu mir auf und jetzt liefen ihr die Tränen übers Gesicht.

Die Szene in meinem Kopf änderte sich zum dritten Mal, und plötzlich ahnte ich, was passiert war. Ich bekam keine Luft mehr und klammerte mich an der Tischkante fest, bis der Raum aufhörte, sich zu drehen, und ich wieder atmen konnte.

»Es ist furchtbar, Jess.« Meine Mutter schluchzte.
»Ellie ... Es ist furchtbar.«

In dem Moment sprang das Gebläse der Heizung an und warme Luft strömte an meinen Waden entlang. Der Raum drehte sich immer schneller um mich, Farbblitze flammten auf und erloschen, als ich die Augen schloss.

Jedes Geräusch auf der Welt war verstummt.

Und dann schob sich eine kleine, kalte Hand in meine und eine leise Stimme wisperte meinen Namen. Ich öffnete die Augen. Mattie stand neben mir. In ihrem Blick lag nur Neugier, keine Angst.

1

»Glaub mir, Ellie«, hast du gesagt. »Alle verlassen einen. Alle.«

Ich war erst sieben, und als ich die Arme nach dir ausstreckte, warst du an dem Ort, wo man ist, wenn der Tod kommt, wenn man allein gelassen wird oder jemanden furchtbar vermisst. An dem Ort, wo die Männer sind, die einfach so ihre Familie verlassen. »Das ist so«, hast du geflüstert. »Da kannst du jeden fragen.«

Sarah

Danach. November

Die besorgte Therapeutin trommelt mit dem Bleistift auf ihr Klemmbrett, wartet ab und lächelt dann. Nicht weil heute ein schöner Tag ist, an dem die Vögel in den Bäumen vor dem Smith Memorial Hospital zwitschern und die Sonnenstrahlen Regenbogenfarben auf den abgetretenen Linoleumboden malen, sondern weil das zu ihrem Programm gehört. Sie hat drei verschiedene Gesichtsausdrücke auf Lager: Besorgt. Tröstend. Mitfühlend.

»Sarah«, startet sie noch einen Versuch. »Erinnerst du dich an das, was du mir bei unserem letzten Gespräch erzählt hast?«

Ich ziehe die Ärmel meines Flanellschlafanzugs über die Finger und frage mich, warum es auf der Station der Jugendpsychiatrie eigentlich so kalt sein muss. »Tut

mir leid«, sage ich müde. »Ich habe keine Ahnung mehr. Wirklich nicht.«

Sie wirft einen Blick in ihre Unterlagen, blättert hin und her und sagt, dass ich mich bei unserem letzten Gespräch an ein paar Dinge erinnert hätte. Ihre Miene wechselt über tröstlich wieder zu besorgt und sie zieht ihre breiten Brauen über den großen braunen Augen zu einer haarigen Raupe zusammen. Als ich schweige – nicht aus Trotz, sondern weil ich wirklich nicht mehr weiß, was ich letztes Mal gesagt habe –, beugt sie sich zu mir vor. Ihr Ellbogen drückt in die weiche schokoladenbraune Haut unterhalb ihres Rocksaums und ihre Mundwinkel zeigen leicht nach unten. Das ist das mitfühlende Gesicht.

»Sarah, ich weiß, dass das hier alles sehr belastend für dich ist, aber könntest du es nicht vielleicht trotzdem versuchen? Ellie war deine beste Freundin. Du bist im Moment sehr durcheinander. Können wir uns darüber ein bisschen unterhalten?«

Das ist kein Thema, über das ich mich mit irgendjemandem unterhalten will, aber mir bleibt nichts anderes übrig. Wenn ich morgen aus der Klinik entlassen werden möchte, muss ich vorher dieses Abschlussgespräch bestehen.

»Es ist schrecklich, und es macht mich traurig«, sage ich schließlich.

Die besorgte Therapeutin nickt, um mich zum Weiterreden zu bewegen.

Weil es die Wahrheit ist, sage ich außerdem noch: »Es war ein Unfall. Total bescheuert und blöd von uns, aber keine Absicht.« Und dann sage ich nichts mehr, weil ich wieder diese Enge in der Brust spüre. Als würde sich da drin ein riesiger Ballon aufblähen. Das letzte Mal habe ich ihn gespürt, als ich mitbekommen habe, wie die Ärzte an meinem Bett mit meinen Eltern gesprochen haben: *Seien Sie froh, dass sie noch am Leben ist. Bei so einer Überdosis... Sie kann wirklich von Glück reden, dass es bei ihr nicht so ausgegangen ist wie bei ihrer Freundin...*

Dabei stimmt das mit der Überdosis nicht. Jedenfalls war es nicht so, wie sie sich das vorstellen. Aber als ich versucht habe, das einem der Ärzte zu erklären, hat er nur höflich genickt, und da wusste ich, dass er mir nicht glaubt. Danach war mir klar, dass ich hier niemandem irgendetwas erklären muss. Dass es genügt, gerade so viel zu sagen, dass sie mich gehen lassen.

Stoisch. Das ist das Wort, das ich die ganze Zeit lautlos vor mich hin murmle. Ich lasse es in der Luft schweben wie eine schwerelose Kugel. Es ist verdammt anstrengend, sie nur mit der Kraft der Gedanken so in der Schwebelage zu halten, und eigentlich ein Wunder, dass man es überhaupt schafft, sie vom Boden zu lösen.

Ich wende all meine Energie auf, um stoisch in das ver-

kniffene Gesicht der Therapeutin zu starren. Aber nach einer Weile, während sie geduldig immer weiter versucht, mich zum Reden zu bringen, kommt es mir gar nicht mehr so verkniffen vor. Es erscheint mir offener und freundlicher, und auf einmal reißt mein Herz einen kleinen Spalt weit auf und lässt Gedanken hinein, die mir durch den Kopf gehen: *Wie kann es sein, dass Ellie tot ist? Wo ist dieser eine Moment hin, der das Leben vom Tod trennt? Ich will ihn wiederhaben.*

Die besorgte Therapeutin sieht mich nachdenklich an. »Du sagst, es war ein Unfall, Sarah. Erzählst du mir, wie es zu diesem Unfall gekommen ist?«

»Das haben wir doch schon besprochen«, sage ich und bin froh, dass sie darauf gleich wieder verkniffen schaut.

»Erzähl es mir trotzdem noch mal«, fordert sie mich auf.

»Wir haben ...« Die Worte verklingen, als hätte ich nicht die Kraft, sie auszuformulieren, und ich hasse mich selbst dafür, vor ihr solche Schwäche zu zeigen.

»Ihr habt ...?«, hakt die besorgte Therapeutin nach, und ihre knöchigen Schultern biegen sich mir entgegen. Ihre rechte Hand, die auf ihrem Schenkel liegt, zuckt kurz, und ich frage mich, ob sie nach meiner greifen wollte. »Du bist hier an einem geschützten Ort, Sarah. Nichts, was in diesem Raum besprochen wird, wird jemals nach außen dringen. Du kannst über alles reden.«

Die Nummer kenne ich schon. Es ist die immer gleiche

Lüge, die man von Erwachsenen zu hören bekommt: Du kannst über alles reden. Aber sobald du es tust und ihnen wirklich irgendwas erzählst, halten sie dir einen Vortrag darüber, was du alles anders machen könntest, damit es in deinem Leben besser läuft. Und dann zählen sie auf, was *du* alles falsch gemacht hast, und was *sie* tun, um die Dinge wieder in Ordnung zu bringen. Und warnen dich, dass das jetzt aber wirklich das allerletzte Mal ist, dass sie dir helfen, und fragen, ob es nicht langsam an der Zeit wäre, endlich erwachsen zu werden.

Ich habe die Stimme meiner Mutter im Ohr, die flüstert: *Es ist so einfach, Sarah. Das Prinzip ist immer das Gleiche: $A + B + C = \text{Problem gelöst}$.*

Deswegen sage ich nichts. Stattdessen schließe ich die Augen, und ohne dass ich es will, ist Ellie da, und es ist fünf Tage vorher. Sie tänzelt lachend vor mir her und hält das Röhrchen mit den Tabletten in die Höhe. »Na los, trau dich!«, ruft sie. »Trau dich doch, Sarah!«

»Sarah?« Die besorgte Therapeutin legt ihre Hand leicht auf meinen Arm und ich bekomme eine Gänsehaut. »Alles okay?«, fragt sie, aber ich halte still.

Ich halte still, und als ich mich wieder gefangen habe, sage ich: »Es war ein Unfall. Was mit Ellie passiert ist, tut mir wahnsinnig leid, aber wir haben es nicht darauf angelegt. Es war einfach nur eine Riesendummheit. Wir haben doch bloß ...«

Das ist der Moment, in dem ich mir die Hand auf den Mund presse. Die Therapeutin reicht mir ein Taschentuch und nickt zufrieden. Der Ballon in meiner Brust wächst, aber er platzt nicht. Er hält. Wächst und wartet.

Auf eins kann ich mich in meinem Leben absolut verlassen: Selbst wenn die Besuchszeit eigentlich schon vorbei ist, Dad kommt auf jeden Fall noch.

Glenn ist zwar nicht mein biologischer Vater (der Mann, der mich gezeugt hat, ist noch vor meiner Geburt abgehauen), aber er ist mein *richtiger* Vater, weil er immer für mich da gewesen ist, und deswegen nenne ich ihn Dad. Wenn ich ihn anschau, sehe ich Bilder vor mir: er in seiner Marineuniform an dem Tag, an dem er meine Mutter geheiratet hat, in deren dickem Bauch ich gerade wuchs. Er und ich an meinem dritten Geburtstag, die Hände mit klebriger weißer Tortenglasur verschmiert. Er mit meinen gerade geborenen Schwestern – seinen richtigen Töchtern – im Arm, erst Jessie, dann Meg und zuletzt Mattie. Ich mache auch jetzt ein Bild für mein inneres Album als Beweis dafür, dass Dad mich liebt.

Er ist ein gut aussehender Mann. Er hat schöne, große Augen und ist kräftig gebaut. Ein Kerl wie ein Baum. Er versteht, dass ich seit Tagen niemandem ins Gesicht schauen konnte. »Ich hätte nicht wegfahren dürfen«, sagt er. »Ich hätte es ahnen müssen.«

»Morgen kommt sie nach Hause, Glenn«, höre ich die Stimme meiner Mutter. Sie ist ganz anders als mein Vater. Klein, blond, blass und mit rastlosen Händen. In der einen Sekunde steht sie still neben meinem Vater, die Hände tief in den Taschen vergraben, in der nächsten ist sie schon damit beschäftigt, Ordnung zu schaffen, nichtssagendes Zeug zu reden und Fragen zu stellen. Etwa: »Wie geht es dir heute?« oder »Hast du gut geschlafen? Kann ich dir irgendetwas besorgen? Schau dir den Baum da draußen an! Ist der nicht schön? Tommy hat nach dir gefragt. Ist das nicht nett von ihm? Reicht dir das eine Kissen? Ich kann die Schwester bitten, dir noch eins zu bringen. Warum ist es nur so unglaublich kalt hier?«

»Sarah?« Das ist wieder mein Vater. Er lächelt vorsichtig. »Morgen kannst du wieder nach Hause. Gut, oder?«

Ich nicke, damit sie sehen, dass ich »zugänglich« bin. Hier auf der Station für Jugendpsychiatrie ist das nämlich eine lebenswichtige Vokabel. Wenn ich zu verschlossen wirke, komme ich vielleicht nie mehr raus. Deswegen achte ich darauf, immer zu reagieren, wenn mich jemand anspricht, und mir nicht anmerken zu lassen, wie viel ich weine. Trotzdem klingt meine Stimme brüchig, als ich sage: »Ich möchte auf Ellies Beerdigung, um mich zu verabschieden.« Es fällt mir schwer, die einzelnen Wörter zu einem zusammenhängenden Satz aneinanderzufügen.

Besonders die Wörter, die etwas mit der Beerdigung meiner besten Freundin zu tun haben. Und die, in denen es darum geht, Abschied von ihr zu nehmen.

Danach herrscht Schweigen, das alles andere als still ist. Es besteht aus vielsagenden Blicken, die ausgetauscht werden, und rastlosen Händen. Mein Vater räuspert sich. »Sarah«, sagt er. »Sarah, das geht nicht...«

Meine Mutter streichelt mir die Wange und sagt so leise »Schatz...«, dass es eher wie eine Gebetsformel klingt.

Dad setzt noch einmal an. »Sarah...«

»Ja, was ist? Ich bin hier«, sage ich, weil ich denke, dass es das ist, was er hören will, aber Dad schaut an mir vorbei zu der Buche hinaus, die vor meinem Fenster steht. Ich folge seinem Blick. Ihre Äste kommen mir vor wie flehend zum Himmel gereckte Arme. Als ich mich wieder ihm zuwende, beobachtet er mich. Er wischt sich verstohlen über die Augen, dann sieht er Hilfe suchend zu meiner Mutter rüber. »Serena...?«

»Glenn...« Mom streicht ihm sanft über den Nacken. Er ist der Mensch, den sie von allen am besten versteht, viel besser als uns, obwohl wir doch in ihr gewachsen sind. Trotzdem sind wir ihr ein Rätsel. »Sag ihr einfach, wie es ist.«

Dad sieht mich an und legt mir dann eine Hand auf den Kopf. Sie ist so groß, dass sie meinen gesamten Hin-

terkopf umfängt. Ich finde es tröstlich, dass es immer noch Teile von mir gibt, die ganz in seine starken, schwierigen Hände hineinpassen. »Ellie ist schon eingäschert worden«, sagt er. »Die Trauerfeier findet heute statt, weil ihre Mutter danach für einige Zeit in eine Art Reha-Klinik geht.«

Daraufhin herrscht erst einmal wieder Stille. Jemand ringt nach Luft. Es dauert eine ganze Weile, bis ich merke, dass ich das bin. Ich zwingen mich dazu, tief durchzuatmen, und entschuldige mich.

»Alles ist gut«, sagt Dad.

»Du wirst dich erholen«, sagt Mom. »So etwas braucht einfach seine Zeit.«

Wir schweigen lange. So lange, bis wir eine ruhige und gefasste Bilderbuchfamilie sind: eine gute Mommy, ein guter Daddy, eine gute Tochter. Während dieses langen Schweigens wird mir plötzlich bewusst, dass ein Mensch sterben und gleichzeitig lebendig bleiben kann.

2

In dem Jahr, in dem Dad uns verlassen hat, habe ich oft mein Ohr an die Wand zwischen unseren Zimmern gepresst und dich leise weinen gehört.

Jake

Danach. November

Mom sagt: »Du konntest es ja nicht ahnen.«

Nachdem ich aus New York nach Hause gekommen und mit ihr zum Bestattungsinstitut gefahren bin, wo sie mir ihre manikürten Nägel in die Handfläche gegraben hat, nachdem wir alles für die Beisetzung organisiert und die Aufbahrung meiner Schwester durchgestanden haben, sieht meine Mutter mich endlich an.

»Jake ...« Sie hämmert nervös mit der Ferse gegen das Unterteil des Sofas und schaut wieder weg.

Ihre Augen sind rot unterlaufen, aber sie ist ausnahmsweise nüchtern. Deswegen und weil sie vor Trauer völlig am Ende ist, zittert ihre rechte Hand so sehr, dass sie überall Zigarettenasche verstreut und den beigen Teppich mit einer dünnen Schicht Grau überzieht. »Du konntest es unmöglich ahnen.«

Ich wende den Blick ab und sehe in die Richtung, in der Ellies Zimmer liegt. Die Tür ist abgeschlossen, als würde meine Mutter glauben, so auch die Erinnerung an die Nacht wegschließen zu können, in der Tommy sie dort reglos auf dem Boden fand. Obwohl ich irgendwie erleichtert bin, dass der Raum verschlossen ist, spüre ich gleichzeitig den Drang, mich gegen die Tür zu werfen, bis sie aufspringt, und mich in den Überresten ihres verwaiseten Lebens zu verkriechen.

Mom rutscht auf der Couch näher und legt ihre klamme Hand auf meine. Wie immer versuche ich, nicht zurückzuzucken. Ich beichte nichts. Sage nicht: *Ich wusste aber, dass irgendetwas los war.* Oder: *Es war meine Schuld.* Stattdessen beobachte ich stumm, wie ihr Blick auf der Suche nach etwas, an dem sie sich festhalten kann, durchs Zimmer schweift.

»Am liebsten würde ich schreien«, sagt sie leise, und ihre Stimme zittert. Ich weiß, dass sie das nicht tun wird. Dazu ist sie gar nicht fähig. Sie ist Ärztin, Mutter und Alkoholikerin, aber erstaunlicherweise hat diese Dreifachbelastung sie niemals so weit gebracht, dass sie die Stimme erhoben hätte, weder gegen mich noch gegen meine Schwester oder gegen einen ihrer drei beschissenen Ehemänner. Meine Mutter frisst alles in sich hinein. Ich stelle mir vor, dass es in ihrem Inneren so faulig und schwarz aussieht wie auf einer Müllkippe.

Sie räuspert sich. »Dein Vater hat angerufen. Er kommt morgen zur Trauerfeier. Wir haben besprochen, dass wir ihre Asche unter einem der Bäume an dem kleinen Bach verstreuen wollen, an dem sie als Kind so gerne gespielt hat.« Ihre Stimme klingt gepresst wie von einer Lage modernden Laubs bedeckt. Sie holt zitternd Luft, aber ich sehe sie nicht an. »Am Falling Creek, weißt du?«

Ich drücke ihre Hand. »Das ist eine schöne Stelle, Mom. Wirklich schön.« Jetzt weint sie. Sie lässt sich gegen meine Schulter sinken, ihre Tränen tropfen auf meinen Hemdkragen, und ein unterdrücktes Schluchzen dringt aus ihrer Kehle. Ich warte darauf, dass es anschwillt, bis es den ganzen Raum ausfüllt und schwer wie ein Leichentuch auf uns lastet, doch es bleibt gedämpft, als würde es aus einem leise gestellten Radio kommen. Das Schluchzen ebbt schließlich ab, nicht aber das Weinen. Das hält an.

Davor. Juni

Die heißen Abgasschwaden aus dem Auspuff des Transporters verbrannten mir die Waden, und Ellie stand da, schwang ihre mageren Arme hin und her und kratzte sich an der Nase. Sie war sauer, weil ich sie allein ließ, um an der NYU zu studieren. Ihre Zigarette war fast aufge-

raucht. Sie warf sie auf den Boden, zerrieb sie unter der Sohle ihres Flip-Flops und sagte: »Ich verstehe immer noch nicht, warum du nicht hier studieren kannst. Warum musst du so weit wegziehen? Warum muss es unbedingt New York sein?«

»Ellie, bitte.«

»Und ich versteh nicht, warum du jetzt schon fahren musst. Hättest du nicht bis August warten können wie alle anderen?«

»Ich fahre jetzt schon«, sagte ich, »weil ich am Sommerkurs teilnehmen muss. Du weißt genau, dass das die Bedingung war. Sonst hätten die mich gar nicht genommen.«

Darauf sagte sie nichts, weil sie wusste, dass es stimmte. Mein fast perfektes Abschneiden im Uni-Einstufungstest und mein guter Bewerbungssessay hatten mir den Platz an der NYU gesichert, aber der nicht gerade glänzende Notendurchschnitt meines Abschlusszeugnisses hatte die Zulassungsstelle nicht völlig überzeugt. Deshalb hatte man mir dringend nahegelegt, den Sommerkurs zu belegen, um meine »Chancen zu erhöhen, zu Semesterbeginn auf universitärem Niveau mithalten zu können«.

Allerdings wusste Ellie nicht, wie froh ich war, schon früher von hier wegzukommen.

Unser Onkel, der am Steuer des Transporters saß, hupte und streckte seinen frisch geschorenen Kopf ungeduldig zum Fenster raus. Sein klarer Blick erinnerte mich daran,

wie oft ich ihn früher morgens nach irgendwelchen Feiern vornübergebeugt schlafend an unserem Küchentisch gefunden hatte, immer noch zu besoffen, um nach Hause zu fahren, das verglühte Gerippe einer selbst gedrehten Kippe zwischen den Fingern.

Weil er betrunken zum Arschloch mutierte, nutzte ich seinen wehrlosen Zustand gern, um mich an ihm zu rächen. Ich stellte zum Beispiel den Fuß auf den Tisch, schob ihn gefährlich nah an seine gequetschten Lippen und stieß mit der Schuhspitze leicht gegen das rosige, feuchte Fleisch. Keine Reaktion. Also steckte ich eine Hand in seine Jeans, zog die Scheine raus, die ich darin fand, fuhr mit dem Rad in die Stadt und kaufte mir Comics oder eine CD davon. Wenn ich zurückkam, hing er immer noch genauso da wie vorher, den Zigarettenstummel zwischen den Fingern.

Mittlerweile war er trocken. Seit er seine zweite Frau Matilda kennengelernt hatte, trank er nicht mehr. Er drückte wieder auf die Hupe. Dann beugte er sich aus dem Fenster und rief: »Jetzt mach mal hin, Jake!«

»Du weißt genau, dass ich keine andere Wahl hab.« Ich sah an Ellies traurigen Augen vorbei zu Sarah und Tommy, die händchenhaltend ein paar Meter hinter ihr standen. Noch ein Stück von den beiden entfernt wartete meine Mutter mit ihrem Mann, unserem neuesten – und hoffentlich letzten – Stiefvater.



Carmen Rodrigues

Du bist das Gegenteil von allem

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16158-6

c**bt**

Erscheinungstermin: März 2015

Und ich lag da, erdrückt vom Gewicht meiner Angst

Die 16-jährige Ellie hatte etwas Besonderes an sich. Etwas Dunkles, Charismatisches, Gebrochenes ... Jetzt ist sie tot. Gestorben an einer Überdosis Tabletten. Zurück bleiben ihr Bruder Jake, ihre beste Freundin Sarah und deren jüngere Schwester Jess – und vierunddreißig Zettel von Ellie in einem Schuhkarton. Vierunddreißig Hinweise, die Ellie hinterlassen hat. Vierunddreißig Geheimnisse eines viel zu kurzen Lebens voller Schmerz. Auf der Suche nach dem Warum müssen sich Jake, Sarah und Jess nicht nur ihren eigenen Abgründen stellen, sondern auch dem, was Ellie so lange vor ihnen verborgen hat ...